

tastrophenhilfe, zur Interdisziplinarität, zu Erwartungen und Zukunftsperspektiven sowie "Hilfe zur Selbsthilfe" oder verwendete Baumaterialien wurden von der Autorin in Unterkapiteln verarbeitet. Bis auf zwei Interviewpartner, die nicht namentlich genannt werden wollten, wurden alle Aussagen unter Verweis auf die interviewte Person angeführt. Der dritte Teil schließlich dient der Darstellung der Schlussfolgerungen, wobei die Analyseergebnisse zusammengefasst werden, die Bedeutung der Forschungsergebnisse für die Praxis dargestellt und Empfehlungen ausgesprochen werden. Es folgt die Bibliografie, das Verzeichnis der interviewten Personen, Angaben zu mit dem Thema in Verbindung stehenden Institutionen sowie der zur Anwendung gekommene Interviewleitfaden.

Für an der Ethnologie interessierte Architekten sowie für an der Architektur interessierte Ethnologen erfüllt das vorliegende Werk ein Desiderat, welches zu verfassen überfällig war. Berücksichtigt man die Forschungsergebnisse und Vorschläge der Autorin, wäre ein für alle beteiligten Personen, insbesondere aber vor allem die potentiellen Nutznießer des Projektes, ein sinnvolleres und die Bedürfnisse der Bewohner berücksichtigendes Bauen in Entwicklungsländern in Zukunft sicherlich möglich. Das vorliegende Werk richtet sich an Ethnologinnen und Ethnologen, Architektinnen und Architekten sowie an traditioneller Architektur und dem Bauen in Entwicklungsländern Interessierte. Es zeichnet sich durch eine gut verständliche Ausdrucksweise aus. Abbildungen finden sich in diesem Werk nur einleitend zu den Großkapiteln, den Text begleiten jedoch keine. Ein Index wäre besonders bei diesem Werk, das sich auch gut als Nachschlagewerk zum Thema eignet, sinnvoll gewesen. In Fortführung und Ergänzung dieses Werkes, welches auf die Sichtweise der Architektinnen und Architekten fokussiert, wäre nun auch eine Analyse der Arbeit, Motivation und persönlichen Erfahrungen und Schlussfolgerungen der an der Schnittstelle Architektur/Ethnologie arbeitenden Ethnologinnen und Ethnologen interessant.

Rafaela Mückler-Liendl

Loosen, Livia: Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs. Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, 1884–1919. Bielefeld: transcript Verlag, 2014. 675 pp. ISBN 978-3-8376-2836-4. (Histoire, 69) Preis: € 49,99

Die vorliegende, auf einer Dissertation beruhende Monografie untersucht einen bis dato kaum beachteten Aspekt der deutschen Kolonialgeschichte: "Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs". Livia Loosen verortet ihre Arbeit als einen "Beitrag zur Frauen- und Geschlechtergeschichte" (45, Hervorhebung im Original), im Rahmen dessen sie das Rollenbild "deutscher Kolonialfrauen" sowie deren "Alltag und Beziehungen zur indigenen Bevölkerung" Ozeaniens beleuchtet. Die Autorin geht dabei auch der Frage nach, inwieweit sich das Kolonalleben auf die soziale Stellung dieser Missionsangehörigen, Lehrerinnen, Krankenschwestern, Ehefrauen und Reisenden auswirkte: "bot sich den Frauen in der Fremde ein größerer Emanzipationsspielraum?" (19).

"Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs" untergliedert sich in vier Hauptabschnitte – drei werden in dieser Besprechung hervorgehoben – eine Einleitung und ein Fazit. Die umfangreichen Quellen, die von Loosen für ihre Studie ausgewertet wurden, sind bemerkenswert. Neben Materialien aus Beständen verschiedener Missions- und Nationalarchive in Samoa, Neuseeland, Australien und Deutschland und publizierten Vereins-, Kolonial- und Missionszeitungen und -zeitschriften, erlauben persönliche Dokumente (Briefe, Tagebücher und Reiseberichte), die der Autorin unter anderem von Privatsammlern und Nachkommen zur Verfügung gestellt wurden, einen detaillierten Einblick in die mannigfaltigen Herausforderungen des "Südseealltags" und die Facetten der Kulturgegungen zwischen Pazifik-Insulanern und Kolonialfrauen. Die indigene Perspektive blendet Loosen "aus Mangel an Quellen" (40) weitestgehend aus bzw. versucht sie aus deutschen Schriftzeugnissen zu rekonstruieren. Sie betont wiederholt die Notwendigkeit der Quellenkritik (z. B. 492 f.).

Die Einleitung bietet einen Überblick über die ehemaligen "Südsee-Kolonien", deren Erwerb und Verwaltung. Skizzenhaft widmet sich die Autorin indigenen soziopolitischen Organisationsformen und Frauenrollen in den betreffenden Gesellschaften Ozeaniens. Aus ethnologischer Sicht mögen ihre Aussagen zu *big men*, Deszendenz oder der samoanischen Lebensweise, *fa'a Samoa*, zu generalisiert wirken (vgl. Kap. 2.1), dies soll der Historikern Loosen an dieser Stelle allerdings nicht angelastet werden.

Im ersten Hauptabschnitt ("Vom Kaiserreich in die Kolonien") macht die Autorin deutlich, dass die Mehrheit der Kolonialfrauen in der "Südsee" bürgerlichen Verhältnissen entstammte. Deren "Lage" in der Heimat, so Loosen, war "rechtlich und häufig auch finanziell unbefriedigend" (95). Sie unterscheidet im weiteren Verlauf der Studie "zwischen institutionell geförderten und individuellen Ausreisen" (97). Die Mehrzahl der Frauen kam als Missionsangehörige (Missionsschwestern, Missionsgehilfinnen, "Missionsbräute" und Ehefrauen) und folglich mit dem Ziel nach Ozeanien, den christlichen Glauben zu verbreiten. Gleichzeitig entsandte der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz Krankenschwestern in die Kolonien, um "dem Vaterland in der Fremde einen Dienst" (110) zu erweisen. Daneben reisten ledige und verheiratete Frauen auf Eigeninitiative in die "Südsee". Die Suche nach Arbeit (Lehrtätigkeiten, Haushaltshilfe und Verwaltungsaufgaben) und die Ehe bildeten ihre Motive, im Vordergrund standen zumeist ökonomische Beweggründe (Kap. 4.2.1).

Der zweite Hauptabschnitt thematisiert den "Alltag am anderen Ende der Welt". Detailliert beschreibt Loosen die Wohnverhältnisse, Tätigkeiten und Erfahrungen der Frauen. Überzeugend stellt sie dar, dass es die "deutsche Kolonialfrau" nicht gab. Der Lebensalltag unterschied sich vor allem nach Wohnlage und Aufgabenfeld (613). Auch wirkten sich das tropische Klima, sprachliche Barrieren und Krankheiten individuell unterschiedlich aus. Der Mehrwert der Studie ist in diesem Zusammenhang gerade darin zu sehen, dass Loosen anhand zahlreicher Schriftstücke, die sie im Rahmen eines Vergleichs ver-

schiedener Quellengattungen ausbreitet, ein vielschichtiges Bild der Kolonialfrauen konstruiert. Beispielsweise nahmen sie innerhalb der europäischen Bevölkerung unterschiedliche soziale Rollen ein. Unpublizierte Briefe und Tagebücher „vermitteln einen differenzierteren Eindruck“ (302) als veröffentlichte Quellen.

Interessant für Kolonialhistoriker ist in diesem Zusammenhang der Vergleich mit der gesellschaftlichen Situation in anderen Teilen des Kaiserreichs, den Loosen anstellt. Sie kommt zu dem Ergebnis, „dass in den Südsee-Kolonien Standesunterschiede offenbar weniger Bedeutung zugeschrieben wurde als im Deutschen Reich“. Außerdem existierte „unter den Frauen ... deutlich weniger Standesdünkel und Konkurrenzkampf als in ‘Deutsch-Südwestafrika’“. Ausschlaggebend hierfür war die Tatsache, dass sich nur wenige Europäer in der „Südsee“ aufhielten. „Zudem war hier im Vergleich zu ‘Deutsch-Südwestafrika’ ohnehin die Bevölkerungsstruktur viel homogener“ (595).

Hinsichtlich des Rollenbilds der „deutschen Kolonialfrau“ – eine treusorgende Mutter, Haus- und Ehefrau, die deutsche Ideale in den Kolonien lebt und lehrt (591) – muss nach Loosen beachtet werden, dass die bürgerliche Frauenbewegung gemäßigte Ziele verfolgte (95 f.). Hinsichtlich des sich im kolonialen Kontext entwickelnden Emanzipationspotentials argumentiert die Autorin, dass die Frauen ein konservatives Geschlechterbild vertraten, welches sie in den Kolonien gerade aufgrund ihrer größeren Handlungsspielräume „zu Pionierinnen deutscher Kultur in der Fremde“ (334) stilisierte. „[E]manzipatorische Bestrebungen“ lassen „sich anhand des Quellenmaterials zu den Südsee-Kolonien ... nicht belegen“ (340).

Im dritten Hauptabschnitt („Stereotype und Begegnungen“) widmet sich Loosen dem „Herzstück“ (18) ihrer Studie: Den Beziehungen der deutschen Frauen zur indigenen Bevölkerung der ehemaligen „Südsee-Kolonien“. Auch in diesem Abschnitt macht sich die Autorin die Fülle und Qualität ihrer Quellen zunutze, um zu verdeutlichen, „dass trotz aller Konstanten in den vom ‘Südsee-Mythos’ beeinflussten Berichten sowohl Polynesier und Mikronesier als auch Melanesier teils positiv, teils negativ geschildert wurden“ (361). In Loosens Fokus stehen insbesondere die Interaktionsmuster zwischen weiblichen Missionsangehörigen und Pazifik-Insulanern, die sich zum Beispiel in der gemeinsamen Haus- und Handarbeit und Kindererziehung manifestierten. Die Autorin legt anhand zahlreicher Beispiele dar, „dass die meisten Frauen keine pauschalen Gesamturteile fällten, sondern auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen differenziertere Urteile abgaben“ (601). Ihre Kernaussagen zu den Kulturgebegegnungen in der „Südsee“ unterfüttert Loosen darüber hinaus mit einem Verweis auf die im Kaiserreich aufkeimende „Mischehen-Debatte“ und die Position der deutschen „Südseefrauen“ in dieser Diskussion (Kap. 12.4).

Es sei darauf hingewiesen, dass Loosen im Rahmen ihrer durchweg behutsamen und reflektierten Ausführungen zum Verhältnis von Rassismus und Kolonialismus anführt, dass für die Kolonialfrauen „Bezeichnungen ... wie ‘Neger’ oder ‘Wilde’ ... nicht dieselbe ... rassistische Konnotation, die man heute wahrnimmt,“ (365) hatten,

sondern dass dieses „heute als rassistisch wahrgenommene Vokabular ... meist unreflektiert verwendet“ (366) wurde. An anderer Stelle verweist die Autorin jedoch auf die existierenden „rassenpolitischen Zielsetzungen der verschiedenen kolonialen Vereine“. Dies wirft notwendigerweise die Frage auf, ob Loosens Aussage zur mangelnden Reflexion der Kolonialfrauen nicht im Widerspruch zu den „rassischem begründeten Vorurteilen und Stereotypen“ (353) steht, die sie wiederholt beschreibt und die dem Zeitgeist und einer ideologischen Agenda entsprangen? Kurzum wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Autorin dem komplexen Zusammenspiel von Kolonialismus und Rassismus in ihrer Arbeit einen größeren theoretischen Rahmen gewidmet hätte.

Dessen ungeachtet legt Livia Loosen eine imposante Monografie vor, die es verdient, eine breite Leserschaft zu finden. „Deutsche Frauen in den Südsee-Kolonien des Kaiserreichs“ belohnt durch faszinierende, detailreiche und sehr persönlichen Einblicke in das Alltagsleben deutscher Frauen in Ozeanien. Loosens Beschreibung einer kolonialen Welt, in der „der in den kolonialen Publikationen der Heimat geforderten Einhaltung des ‘Rasseabstands’ ... wenig Beachtung geschenkt wurde“ (602), stellt zusammenfassend eine bedeutsame Bereicherung für die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte dar.

Dominik Schieder

Lorenzetti, Tiziana: Understanding the Hindu Temple. History, Symbols, and Forms. Berlin: EB-Verlag Dr. Brandt, 2015. 166 pp. ISBN 978-3-86893-164-8. (SAAC, 2) Price: € 34.80

This introductory volume is nicely designed to serve introductory undergraduate courses. Its chapter sizes and overall length are excellent for classroom reading assignments. It includes a superb collection of clear, explanatory drawings. The text is appropriately focused on the key problem: how can a contemporary, mostly non-Hindu, English-speaking audience make sense of this ancient material? The author's occasional appeals to familiar parallels in Western art no doubt will help some to partially bridge this gap.

An appreciation of South Asian polysemy is one of the great strengths of the book. Temples are incredibly rich constellations of signs and a closer exploration of their potentials would have been nice to see. However, it would be unfair to simply assert this without indicating how it could have been improved. For instance, the author plausibly interprets the Nagara temple's crowning *amalaka* (literally, myrobalan fruit or „gooseberry“ in British colonial terminology) as a metaphorical wheel of dharma. Its ribs and location on the temple certainly support that reading. Applying the classical poetic principle of *dhvani* (the „reverberating“ qualities of signs arising from their prior contexts of use), the *amalaka* also visually resonates with similarly ribbed „cushion capitals“ used on certain pillars, marking the temple as a kind of cosmic pillar (and vice versa).

Or, evoking a Buddhist usage of relevance to Hindus, the Vajrayana medicine Buddha often holds a flowering